
20 1902

Illustriertes Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Hauptmann Eggebrecht.

Roman von Clara Finke.

(Fortsetzung.)

Elisabeth war keines Wortes mächtig. Schlummerte in ihres Herzens Tiefe wirklich noch eine Regung der Liebe für ihren Gatten, dem sie vor langen Jahren voll Schrecken entsagt hatte? War es nur Mitleid mit ihres Kindes Seelenpein? Sie wußte es sich selbst nicht zu deuten. Ein banger Seufzer hob ihre Brust, und ihre Lippen bewegten sich zu den leise hingehauchten Worten: „Wohl möchte ich ihn noch einmal wiedersehen."

Da jubelte Eva laut auf und bedeckte der Mutter Antlitz mit heißen Küssen.

Das Eintreten Doras unterbrach Evas stürmische Liebkosungen. Die Alte übergab ihrer Herrin einen eben mit der Post eingetroffenen Brief.

„Also doch!" rief Elisabeth, nachdem sie ihn durchflogen hatte. „Das Geschick mußte seinen Lauf nehmen! Warum konnte ich nicht bei Dir sein, um abzuwenden, was nicht zu Deinem Glücke dienen wird!"

Eva konnte den Inhalt des Briefes erraten, da sie die holländische Marke auf dem Umschlage sah.

„Er ist von Ottomar," sagte sie errötend, „er schreibt von Rotterdam aus."

„Kennst Du den Inhalt dieses Briefes?"

„Ich kann ihn mir denken — Ottomar hat zu mir gesprochen."

„O Kind, Kind, sollst Du schon jetzt an der Wendung Deines Schicksals stehen? Höre auf mich, meine Eva, binde Dich nicht zu früh!"

„Wir wollen in Treue zu einander halten, Mutter."

„Du bist so jung, Du kennst Dich selbst noch nicht — ich sehe für Dich kein Glück aus diesem Bunde erwachsen."

„Ist es ein Unglück, einen Gatten zu finden, von dem man geliebt wird?"

Elisabeths Erregung stieg mit jedem Augenblick.

„Mein Kind, ich habe die Verantwortung zu tragen, ich muß weiter hinaus denken — auch Sophie hat so manchen Einwand gegen seinen Charakter geäußert."

„Sophie und immer Sophie," dachte Eva erbittert.

„Was dann, wenn seine Neigung für Dich dereinst erkaltete — ein Künstler ist leicht unbeständig."

„Ich bin beständig, Mutter, und er wird meine Liebe erwidern!"

Elisabeth senkte das Haupt, sie hatte halb gegen ihre Ueberzeugung gesprochen, und nur der Nachklang von Sophiens Worten, die sich gegen Ottomar gerichtet hatten, war es, was sie an der Zustimmung hinderte.

„O gute Mutter!" flehte Eva, die ihr Schwanken bemerkte.

„Mein liebes, liebes Kind! Ach, wer mir doch raten, helfen könnte! Ich weiß mich in meiner Angst um Dein wahres Glück nicht zu fassen."

Eva sah die Mutter lange an. Der Blick sagte mehr, als Worte es vermocht hätten. Er drang der Zaudernden, Ratlosen tief ins Herz. Er schien zu ihr zu sprechen: Du hast den Gatten verstoßen, dem Kinde den Vater genommen, — nun zeige, daß du doch ein Herz in der Brust hast, daß du deiner Tochter Glück nicht hindern willst.

Elisabeth war keines Wortes mächtig und so von ihrem Gefühl überwältigt, daß sie Eva weinend in die Arme nahm. Die verstand ihre Mutter und dankte ihr mit einem seligen Lächeln.

„So sei denn glücklich, mein Kind! Doch," fügte sie nach einer Weile, wie von einem quälenden Gedanken verfolgt, hinzu, „wir müssen die Veröffentlichung hinausschieben, bis es gelungen ist, Sophiens Zustimmung zu erringen — und das wird schwer sein. Eher darf Ottomar auch nicht zu uns kommen."

„Sophiens Einwilligung? Bedarf es deren denn?"

„Gewiß! Ich beschwöre Dich, Eva, laß es zu keinem Zerwürfnis kommen."

„Ich werde mit ihr sprechen," sagte Eva entschlossen.

Dieses Gespräch hatte im Wohnzimmer stattgefunden. Elisabeth kam erst jetzt dazu, die andern Räume zu betreten; als sie in ihr Arbeitszimmer gelangte, fand sie dort ein Schreiben vor, das schon durch sein Aeußeres einen amtlichen Inhalt verriet. Befremdet öffnete sie es. Es enthielt die Benachrichtigung des Rechtsanwalts Leonhards; der Notar, als Vertreter seines Klienten, bitte Frau Eggebrecht, sich zu einer Unterredung mit ihrem getrennten Gatten bereit zu erklären, in der sie ihre Zustimmung zu der bereits seit Jahr und Tag gewünschten Scheidung geben möge.



Ansicht von Caracas, der Hauptstadt von Venezuela. (Mit Text.)

Entgeistert blickte Elisabeth auf das Blatt. Jetzt, gerade jetzt, nun ihr Kind an der Läuterung ihres Sinnes gearbeitet, nun sie endlich, halb noch unbewußt, den Wunsch gehegt hatte, das lang entbehrte Familienglück zu genießen, zu fühlen, daß der Frieden mit sanftem Fittich ihr müdes Haupt berühren werde — nun traf sie diese Forderung wie ein Donnerschlag.

Dahin waren nun alle Träume von Wiedervereinigung, die lieb-

lich ihres Kindes Seele umgaukelt hatten, dahin jede Hoffnung auf Vergebung für sie selbst. Was Elisabeth gesäet hatte, sie erntete es jetzt. Sie hatte sich darein zu finden. Hatte sie denn ein Recht, gegen die Vergeltung anzukämpfen, die sie als Strafe hinnehmen mußte? Aber sie durfte nicht allein mit sich rechnen, ihr Kind, dessen Herz dem Vater in innigster Liebe zugethan war, mußte durch diesen Schlag vernichtet werden. Und es geschah durch der Mutter Schuld! Gab es für sie selbst einen furchtbareren Vorwurf als den, der Sühne nicht mehr für wert befunden zu sein? Sie kam sich wie eine Verbrecherin vor.

„Großer Gott!“ ächzte sie, „zu schwer ist die Bürde, die Du auf meine schwachen Schultern legst, — wer soll mir helfen, sie zu tragen?“

Sie beugte sich wie unter einem Sturm, in verzweiflungsvollem Schluchzen die Hände faltend.

Da trat Eva ein.

„Du weinst, liebe Mutter? Gereut Dich Deine Einwilligung?“ sagte sie erschreckt.

Mit Selbstbeherrschung bemühte sich Elisabeth, die Ursache ihrer Verwirrung zu verbergen.

„Nein, nein, mein Kind,“ sagte sie, „meine Nerven sind so sehr erregt.“

Eva durfte nichts von dieser traurigen Wendung der Dinge wissen. Leonhard mußte abgewiesen werden und die Sache so bleiben, wie sie bisher gewesen war. Eva gegenüber wollte Elisabeth sich scheinbar abwartend verhalten, dann blieb ihrer Tochter wenigstens der Schmerz erspart, zu sehen, wie der Vater im Gegensatz zu den Wünschen des Mädchens die Scheidung erstrebte.

Eva blickte ihre Mutter forschend an.

„Was ist das für ein Brief?“ fragte sie, das Aeußere desselben betrachtend. „Hat er Dich so trübe gestimmt?“

„Ach, es war nur eine geschäftliche Mitteilung von meinem Bankier, der nicht gerade angenehmer Natur ist. Aber nichts von Bedeutung. Ich will gleich antworten. Bitte, laß mich noch einige Minuten allein.“

„Kann ich Dir die Arbeit nicht abnehmen, liebe Mutter?“

„Nein, mein Herz, ich danke Dir. Ich muß es selbst thun — aber die Sache ist bald erledigt.“

Als Eva hinaus war, schrieb Elisabeth in fliegender Eile, jeden Augenblick davor zitternd, daß ihre Tochter wieder eintreten könne, an den Rechtsanwalt, daß sie niemals auf ihres Gatten Zumutung eingehen werde, daß jeder neue Versuch vergeblich sei und sie jederzeit bei ihrem Willen, nicht in die Scheidung zu willigen, beharren müsse.

11. Starke Seelen.

Einige Tage später kam von Sophie die Nachricht, daß sie Evas so lange hinausgeschobenen Besuch nun sehnlichst erwarte. Elisabeth schrieb der Schwester, daß ihre Tochter kommen und sie selbst Eva begleiten werde. Sophie antwortete, sie werde der Ankunft beider hocherfreut entgegensehen.

Zu Elisabeths Verwunderung rüstete sich das junge Mädchen mit großem Eifer zur Reise, während die Mutter nur mit Zagen daran dachte, wie sie der bisherigen Beherrscherin ihrer Gedanken gegenüber stehen werde. Die schwache Frau hätte es nie gewagt, vor Sophie stolz und frei ihre Meinung zu verfechten und die Verantwortung für die Zustimmung zu Evas Verlobung zu übernehmen. Nun war es ihr lieb, daß Eva für sich selbst eintreten wollte. Die Mutter sah es indes für ihre Aufgabe an, als Vermittlerin zwischen diesen beiden schroffen Naturen aufzutreten.

Eva frohlockte in dem Gedanken, wie sie der Feindin ihres Glücks mit der vollendeten Thatsache, daß der Herzensbund geschlossen sei, gegenübertreten und zugleich für eine alte Schuld Abrechnung mit ihr halten werde.

Elisabeth sah es für einen gar schweren Weg an, den sie und ihre Tochter mit dieser Reise zu machen hatten. Ihr schlug das Herz so stürmisch, als wollte es ihr die Brust zersprengen, nun der Wagen sie in den Gutshof hineinfuhr.

Eva jedoch schien von keiner Furcht ergriffen. Sie saß mit freiem Lächeln neben der Mutter, der Kampfesmut regte sich in dem Mädchen — galt es doch, für den Geliebten zu kämpfen und für den Vater einzutreten.

„Sie hat nichts von meiner Art,“ dachte Elisabeth, halb befremdet und doch halb beruhigt in dem Bewußtsein, daß dieses junge Wesen seine Sache besser verfechten werde, als sie, die gereifte Frau.

Sophie empfing die beiden hocherfreut. Glaubte sie doch darin, daß Eva ihrer Einladung so schnell gefolgt war und von ihrer Mutter begleitet wurde, die Bereitwilligkeit beider, auf ihre Pläne einzugehen, zu erkennen.

Eva ersehnte die Gelegenheit, mit Sophie allein zu sprechen. Nachdem sie es während der ersten Tage vergeblich erstrebt hatte, suchte sie ihre Tante an einem frühen Morgen in deren Arbeitszimmer auf. Sie fand dort den Sekretär, der seiner Herrin eben Rechnung ablegte. Eva mochte nicht stören und wollte sich zurückziehen.

„Nein, bleibe,“ bat Sophie, „ich bin bald fertig. Es ist auch gut, daß Du einen Einblick in meine Angelgenheit gewinnst.“

Fragend sah Eva Sophie an. Sie verstand sie nicht. Sie setzte sich nun ans Fenster und sah auf den von stattlichen Gebäuden umgebenen Hof hinab. Alles, was sie dort erblickte, zeugte von Ordnung, Reichtum und Gedeihen. Eben zog eine ganze Schar ländlicher Arbeiter aus den Ställen und Scheunen in das Herrenhaus, um sich, da es eben zu Mittag geläutet hatte, in der Gesindeküche zum Essen einzustellen. Alle diese Menschen sahen zufrieden aus.

Sophie, die den Sekretär verabschiedet und sich neben Eva ans Fenster gestellt hatte, ließ ihre Blicke mit Befriedigung über ihren lebenden und toten Besitz schweifen.

„Sieh Dir nur alles recht an,“ sagte Sophie zu dem Mädchen, „Du sollst jetzt allmählich den ganzen Betrieb kennen lernen. Es wird ja einmal alles Dir gehören, und Du wirst, wenn ich nicht mehr bin, hier an meiner Stelle leben und wirken.“

„Das werde ich nicht, Tante Sophie.“

„Nun, das sagst Du, weil Du nicht darauf wartest — selbstverständlich. Aber es ist mein Wunsch, daß Du Dich mit Deinen Gedanken in die Pflichten der künftigen Herrin von Stangenwalde hineinlebst.“

„Ich will und werde es niemals sein.“

„Wie Du redest! Das hängt doch von mir ab.“

„Was Geld und Gut anbetrifft wohl, — aber über die Gestaltung meiner Zukunft —“

„Wie denkst Du Dir die?“

Da sagte Eva mit Festigkeit: „Ich will es Dir nur sagen, ich bin mit dem Entschluß hierhergekommen, Dir mitzuteilen, daß ich mich mit Ottomar Reinhold verlobt habe.“

Nun war es heraus. Aber Eva erschrak über die Wirkung ihrer Worte.

Sophie wollte antworten, doch Zorn und Ueberraschung preßten ihr die Kehle zusammen. Es kam kein Laut über ihre Lippen, ein Zucken ging über ihr Gesicht.

Wie ein Blitz war die Erkenntnis über sie gekommen, daß eine Wandlung in dem Gemüt dieses bisher so sanften Mädchens vorgegangen sei. Eva mußte durch ihre Mutter wissen, daß Sophie sich dieser Verbindung widersetzte! Wie war es nur denkbar, daß Eva sich gegen sie, die ihren Willen über die Unmündige bisher stets erfolgreich behauptet hatte, auflehnte.

„Ich weiß,“ sagte Eva mit fester Stimme, „Du willst Dich auch gegen mein Glück stellen, Tante Sophie, aber es ist vergeblich!“

Sophie hatte sich endlich gefaßt, doch Zornesröte bedeckte ihr Gesicht.

„Du bist sehr stürmisch! Nun ja, Jugend will austoben!“ sagte sie ironisch.

„Ich will nicht austoben, aber für meine Liebe will ich kämpfen und müßte ich der ganzen Welt Trotz bieten.“

„Welch eine Sprache!“ keuchte Sophie. „Nennst Du das Dankbarkeit, daß ich Dich von Jugend auf beschützt und behütet habe, — weil Deine Mutter zu schwach dazu war?“

„Ach, die Arme, daß sie Deinem Rate folgte! Hat Dir die Stimme Deines Gewissens denn nie gesagt, daß Du ihr böser Geist warst, weil Du die Unglückliche täuschen konntest über das, was recht, was menschlich war? Dein Herz blieb bei ihrem Jammer hart, wie ein dumpfer Stein, Du konntest ihr Glück in den Abgrund versinken sehen, in das Du es hineingestoßen hattest!“ rief Eva, indem ihre zarte Gestalt sich hoch aufrichtete und ihre Augen Flammen sprühten. Wie ein reißender Strom waren die Worte aus ihr hervorgebrochen.

Sophie starrte mit finster zusammengezogenen Brauen ins Leere, nur mit Mühe gewann sie endlich die Geistesgegenwart wieder.

„Was redest Du? Ich verstehe Dich nicht,“ stammelte sie endlich.

Erregt hastete sie im Zimmer auf und ab, den Blick des Mädchens meidend.

„Ich wiederhole, was mir mein Vater gesagt hat.“

Wie entgeistert sank Sophie in sich zusammen, sie mußte sich an der Lehne eines Sessels festhalten.

Sekundenlang war es still im Zimmer, man hörte nur, wie Sophie nach Atem rang. Ihr war, als ob der Boden unter ihren Füßen schwände. Gewaltsam riß sie sich empor. Sie sah aus, als hätte sie die Besinnung verloren.

„Einem Wahnsinnigen schenkst Du Glauben?“ — Höhnisches Lachen kam von ihren Lippen.

„Mein Vater war es nie! Aber Du, Du hast ihn dafür ausgegeben — hast ihn aus Rache vernichten wollen, und nur zu gut ist es Dir gelungen.“

„Eva, laß Dir sagen —“

„O, verteidige Dich nicht, Dein Antlitz verrät, was Dein Mund abstreiten will. Aber ich weiß alles, — und ich glaube meinem unglücklichen, an seiner Seele mißhandelten Vater.“

Fast sah Sophie sich verloren, aber sie durfte in diesem Kampfe um keinen Preis unterliegen. Dann wäre ihr Ansehen für immer vernichtet gewesen, doch vergeblich rang sie nach Worten.

„Dir fehlt der Mut, für Deine That einzutreten,“ sagte Eva.

„Nein, er fehlt mir nicht!“

Sophiens alter Trotz erwachte. Nun verschmähte sie es, zu leugnen.

„Ja, ich bekenne nicht nur, was ich begangen habe — ich rühme mich dessen!“ rief sie mit triumphierender Stimme. „Noch heute erfüllt es mich mit Genugthuung, daß das Schicksal ihn, der mir das Herz aus der Brust gerissen, zermalmte. Nur noch der letzte Stein war es, den ich auf ihn warf; der Verrat, durch den er an meiner Liebe gesündigt, zwang mich, wie mit überirdischer Macht, es zu thun. Es war nicht mehr viel an ihm zu vernichten.“

„Wenn Du ihn einst wahrhaft geliebt, so hättest Du versucht, ihn in seinem Jammer aufzurichten.“

„Leonhard hat nur die Frucht der bösen That geerntet! Du versuchst vergeblich, mein Gewissen zu beunruhigen. Mein Haß verlangte endlich sein Recht.“

Mit diesem Bekenntnis verunstaltete sie völlig das Bild ihres Charakters, dachte Eva.

„Und Du dachtest nur an Deine Rache, nicht daran, was Du meiner Mutter, was Du mir, dem unschuldigen Kinde, nahmst, indem wir ihn verlieren mußten!“ rief Eva mit anklagender Stimme.

„Frage lieber, warum ich nicht geboren war, um glücklich zu sein!“

„Dafür mußtest Du uns dann unglücklich machen! Hat Dich dieses Bewußtsein nicht alle diese Jahre hindurch wie ein Fluch verfolgt?“

Eva hatte diese Worte in sich steigernder Erregung gerufen. Da erblickte sie plötzlich in der Thür, die sich schon eine Weile vorher leise geöffnet hatte, Elisabeth, die bebend, mit angsterfüllten Augen, zu ihrer Tochter hinblickte.

Mitleid und Liebe mit der Verratenen, Getäuschten, ließ Evas Herz hinschmelzen, es war, als müsse sie die Mutter schützen. Sie eilte auf die Halbohnmächtige zu.

Elisabeth schien den Sachverhalt aus den letzten Worten zu erraten. Wie ein Kind lehnte sie sich an das Mädchen und schloß, als wolle sie der schrecklichen Wahrheit nicht ins Gesicht sehen, im Uebermaß des Jammers die Augen.

Die Gebeugte zärtlich umfassend, sagte Eva: „Komm, Mutter, wir haben hier nichts mehr zu schaffen.“

Sophie machte noch eine Gebärde, als ob sie die beiden zurückhalten wolle, dann aber, als Mutter und Tochter, ohne zurückzublicken, hinausschritten, sank sie mit einer kraftlosen Gebärde zusammen.

12. Neue Täuschung.

Von dem eben Erlebten aufs tiefste erfüllt, war Eva mit ihrer Mutter nach Hause zurückgekehrt. Sie fand einen Halt in dem Bewußtsein, daß sie der unglücklichen Frau nun allein Trost und Stütze sein müsse.

Wie gerne hätte sie nach dem erschütternden Vorgange, der sich auf Stangenwalde abgespielt hatte, ihr übervolles Herz einer teilnehmenden Freundin gegenüber erleichtert, aber sie mußte unwillkürlich lächeln, wenn sie daran dachte, wie wenig bei den oberflächlichen Freundschaften, die von der Schule oder der Tanzstunde herrührten, auf Verständnis in ernster Lebenslage zu rechnen sei.

Während sie hin und her sann, atmete sie freudig auf, als sie an Hedwig Reinhold dachte, die ihr jetzt nach ihrer Verlobung mit Ottomar noch näher stand, als es bisher schon der Fall gewesen war.

Es trieb sie, sich ihr ans Herz zu werfen und ihr zu berichten, welche Kämpfe sie durchgemacht habe.

Eva fand die Malerin, welche eben ihre Schülerinnen entlassen hatte, auch in ernster Stimmung, in die ein Brief Gerdas sie versetzt hatte, den sie bei Evas Eintritt aus der Hand legte. Doch ihr Blick erhellte sich bei dem Eintritt des jungen Mädchens, ihrer künftigen Schwägerin.

„Mein Herzenskind! Du kommst, Dich wohl feierlich als Ottomars Braut vorstellen?“ fragte sie scherzend die Eintretende.

„Hoffentlich wirst Du mir Deinen Segen nicht vorenthalten,“ entgegnete Eva lächelnd.

Hedwig schloß ihre künftige Anverwandte zärtlich in die Arme und küßte sie herzlich.

„Dein freundlicher Empfang, liebe Hedwig, ist mir eine wahre Wohlthat nach all dem Schweren, das ich erleben mußte. Ich habe mir immer, ich weiß nicht warum, gedacht, daß einem Mädchen während des Brautstandes die Tage in Glückseligkeit und Freude verfließen müßten, und daß sich, in Uebereinstimmung mit ihrem Herzensglück, auch alles in ihrer Umgebung friedvoll und schön gestalten müsse. Aber das war wohl eine ganz kindische Vorstellung von mir, denn ich erlebte in letzter Zeit so viel Kummer und Schmerz, wie nie zuvor während meines ganzen Daseins.“

„Du hast wohl hart um Deine Liebe kämpfen müssen, — aber Du hast ja, wie ich aus Deinen Worten entnehme, gesiegt, und Ottomar wird an Deiner Seite einer glücklichen Zukunft entgegengehen.“

„Nur, wenn ich an ihn denke, wird es mir wieder leicht im Gemüt. Ach, wäre er doch erst hier!“

„Das wünschte ich Dir von Herzen, geliebte Eva! Nun, Deine Mutter wird ihm hoffentlich bald die Rückkehr gestatten — dann werden Deine Tage wieder voll Sonne sein.“

„Sage lieber, er wird mir meinen Kummer tragen helfen.“

„Wie? Deinen Kummer?“ fragte Hedwig ungläubig. „Ich verstehe Dich nicht.“

„Ich will Dir alles erzählen, urteile selbst,“ sagte Eva; nachdenklich und traurig fügte sie hinzu: „Ach, liebe Hedwig — ich habe eine That aufdecken müssen, so furchtbar und schrecklich, daß ich schaudere, wenn ich daran denke.“

„Nun machst Du mich wirklich begierig, zu erfahren, was Dich bedrückt, Du armes Kind. Vertraue Dich mir an, und laß mich Deinen Kummer teilen.“

Mit lebhaftem Eifer, so, als durchlebte sie die Ereignisse der letzten Zeit noch einmal, schilderte das junge Mädchen die Begegnung mit ihrem Vater, die Enthüllung, die er ihr über Sophie gemacht hatte und die sich daran anschließende Scene auf dem Gut der Tante. Von der Hoffnung einer Wiedervereinigung ihrer Eltern wagte Eva jedoch nicht zu sprechen, da sie die Erfüllung ihrer Pläne noch nicht erwarten konnte.

Tief bewegt hatte Hedwig zugehört.

„Nun kann ich ermessen, was Du, Aermste, durchgemacht hast, da Du in all die traurigen Verhältnisse eingeweiht worden bist.“

„An mich darf ich gar nicht denken, — wenn nur mein Vater noch einmal wieder glücklich wird!“ seufzte sie.

„Das wünschest Du, geliebte Eva? O, ich wußte es ja, Du hast eine starke Seele, die vor keinem Opfer zurückschreckt.“

„Es ist doch kein Opfer, wenn ich für ihn hoffe, daß er erreichen wird, was er so heiß ersehnt,“ sagte Eva, sich so eins mit Hedwig fühlend, daß sie glaubte, diese hätte ihre Wünsche, den Vater wiederzugewinnen, erraten.

„Meine geliebte Eva, — und wenn Du auch mit antiker Größe sagst: „es schmerzt nicht“, so weiß ich dennoch, so schwer es Dir werden muß, Deinen Vater der Frau zu gönnen, die er heimzuführen hofft.“

Ein schriller Schrei ließ die Sprecherin verstummen.

„Eva, liebste Eva,“ rief Hedwig erschreckt, „was ist Dir?“

„Nichts, nichts!“ hauchte Eva, während ihr Blut zu Eis erstarrte. „Heimzuführen?“ fragte sie entsetzt — sie konnte Hedwig noch immer nicht recht verstehen.

Nun erwiderte Hedwig erstaunt: „Nun, es ist ja von dieser Verlobung schon seit langem die Rede, und Du weißt doch auch wohl —“

„Ja, ja, ich weiß —,“ stieß Eva hastig mit tonloser Stimme hervor.

„Ich hätte doch lieber nicht zu Dir davon sprechen sollen,“ sagte Hedwig, die Eva in alles eingeweiht glaubte, ahnungslos darüber, daß sie das Mädchen mit ihren Worten tödlich getroffen hatte.

„Warum nicht?“ stammelte Eva, sich gewaltsam beherrschend.

„Nun, es ist doch natürlich, daß der Schmerz über eine traurige Angelegenheit, den man eben erst niedergekämpft hat, durch die Erinnerung neu wird. Und es war unrecht von mir, sie heraufzubeschwören.“

„Im Gegenteil! Ich habe gehört, daß ein großer Philosoph gesagt hat, es gäbe kein besseres Mittel, über ein trauriges Erlebnis hinwegzukommen, als indem man recht oft davon spräche. Dadurch stumpfe der Schmerz sich ab.“

Eva hatte in fieberhafter Hast gesprochen. Die eigene Stimme klang ihr fremd und wie aus weiter Ferne kommend

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Stuhl.

Von J. Piorkowska. (Nachdruck verboten.)

Als großer Liebhaber für alles Antike und Altertümliche habe ich oft bedeutende, meine pekuniären Verhältnisse weit übersteigende Summen für unnützes, halb defektes Zeug ausgegeben und obendrein noch den gutmütigen Spott meiner Freunde mit in Kauf nehmen müssen.

Mein ganzer Stolz, der Hauptschatz meiner Sammlung, war ein alter Stuhl, den ich gelegentlich meines vorübergehenden Aufenthaltes in B. in einer engen, schmutzigen Seitengasse aufstöberte.

Mit dickem Staub und Spinngeweben bedeckt, mußte er schon lange da gelagert haben.

Wie der alte Trödler mir sagte, habe er vor vielen Jahren mal einer verarmten, holländischen Adelsfamilie ein ganz ähnliches Stück abgekauft. Offenbar lachte der Alte sich ins Fäustchen, in mir den Narren gefunden zu haben, der ihm für den alten, wurmstichigen Stuhl mit verwittertem, zerrissenem Ueberzug zwanzig Mark zahlte. — Möglichst gut wieder hergerichtet, bildete er mit seinem vor Alter geschwärzten Schnitzwerk, der steifen, hohen Lehne und dem breiten, bequemen Sitz noch heutigen Tages die Hauptzierde meines Zimmers.



Cecil Rhodes †. (Mit Text.)

Eines Tages — es war an einem kalten, stürmischen Novemberabend — hatte ich drei gute Freunde zu Besuch bei mir. Einen Halbkreis um den warmen Ofen bildend, unsere unteren Extremitäten dem lustig prasselnden Feuer möglichst nahegebracht, behaglich unsere Cigarren rauchend, saßen wir in traulichem Geplauder beisammen.

„Mein Stuhl“ — mein ganzer Stolz — vor dem selbst meine skeptischen Freunde eine gewisse Achtung wenigstens heuchelten, prangte an seinem gewohnten Platze in der einen Zimmerecke.

„Nun, alter Freund, was ist Dein neuester Erwerb?“ hub der dicke Georg Lassen mit gutmütigem Spotte an, „ein Toilettentisch aus der Zeit Marie Antoinettes? Oder ein Stück von dem Schiff, das Kolumbus nach Amerika brachte? — Apropos, da sah ich neulich drüben beim Wirt von der „Goldenen Krone“ eine alte Pistole — ich sage Dir, die mußt Du kaufen, und wenn Du sie mit Gold aufwiegen müßtest!“

„Spotte nur, alter Freund!“ versetzte ich, „ich werde Dir etwas zeigen, wobei Du Deine skeptischen Augen nicht schlecht aufreißen, und vor Neid halb vergehen wirst!“

Damit langte ich aus dem Schranke eine eigentümlich geformte Flasche und ließ dieselbe vor seinen lüsternen Augen tanzen, — „den stöberte ich auch kürzlich irgendwo auf — hab' keine Ahnung, wie alt er ist — scheint aber kein schlechter Tropfen!“



Palast des Präsidenten von Venezuela. (Mit Text.)

Sobald ich die Flasche entkorkte, entstieg deren Inhalt ein köstliches, fast sinnberauschendes Aroma, das sich trotz des dicken, undurchdringlichen Tabakqualms über das gunze Zimmer verbreitete.

Ich füllte nun die Gläser, wir führten sie zum Munde und schlürften das edle Naß mit höchstem Wohlbehagen.

„Alle Wetter! — Das schmeckt! Hast noch mehr von dieser Sorte, alter Freund?“

„Heute nicht — ein andermal vielleicht,“ versetzte ich.

Eine halbe Stunde später saß ich allein vor den verglimmenden Kohlen, blies kleine Rauchwölkchen in die Luft, und — noch von dem würzigen Duft des köstlichen Weins umfächelt — hing ich, — mit meinen Gedanken ganz bei meinen antiken Schätzen, — allerhand romantischen Träumereien nach. Die langsam meiner Cigarre entströmenden Wolken schienen sich mit dem Tabaksrauch eines mir gegenüber sitzenden Menschen zu mischen, und wie ich, mein müdes Auge anstrengend, forschend nach meinem geliebten Stuhl hinstarrte, glaubte ich ein lebendes Wesen in demselben sitzen zu sehen. — Was mich umgab, zerfloß in Nebel, statt dessen sah ich in das Innere eines Zimmers, wie ich solches nur aus holländischen Bildern kannte — ein niedriger, düsterer Raum mit getäfelter Decke und Wänden — große viereckige Fenster mit kleinen Butzenscheiben — die Diele so blitzblank, daß sich ein Wandbrett voll wunderlicher Krüge, Teller und Schüsseln deutlich darin wiederspiegelte. Um zwei Seiten des Zimmers lief eine geschnitzte Bank, über welcher sich schmale Bords mit schönen und seltenen, heutzutage wieder so beliebten Delfter Fayencen befanden. — Inmitten des Zimmers stand ein schwerer Tisch, und vor dem Ofen, in meinem Stuhl, saß eine kräftige Männergestalt, in weiten Hosen von braunem Samt und ebensolchem Rock, dessen lange Schöße den Fußboden streiften, lange weiße Strümpfe und schwere Schnallenschuhe vervollständigten das Kostüm; das ergraute Haar war zu einem langen, spitzen Zopf zusammengebunden.

Während mein Auge noch in sprachlosem Erstaunen auf dem schlafenden Alten ruhte, drückte sich ein Gesicht vorsichtig gegen die Glasscheibe der oberen Hälfte der schweren Hausthüre, und dies Gesicht — beim Himmel, ich schwöre es euch! — es war mein eigenes! Etwas röter und runder vielleicht, und mit vollem dunklen Haar, das unter einem breitrandigen, schwarzen Hut lose herabwallte — dennoch aber waren es unverkennbar meine eigenen Züge. Kaum aber hatte es den Alten im Armstuhl entdeckt, so zog es sich eilends wieder zurück, und in derselben Minute kam das reizendste Geschöpfchen, das man sich denken kann, in das Zimmer getrippelt; eine junge Holländerin, anmutiger und graziöser, als wir uns die holländischen Mädchen vorzustellen gewöhnt sind, das Gesicht so zart, wie das feinste Porzellan, große dunkelblaue Augen und zwei wundervolle Zöpfe von goldblondem Haar, auf dem ein duftiges Mullhäubchen saß, zu beiden Seiten an den Schläfen von zwei eigentümlichen goldenen Nadeln gehalten, an denen ein paar lange, fast die schlanken Schultern streifenden Ohrgehänge hingen. Unter dem dunkelblauen Kleide von schwerem Brockat schauten zwei kleine Füßchen in zierlichen Schuhen mit hohen Absätzen und silbernen Schnallen hervor, ein Brusttuch von feinster Spitze umhüllte ihren weißen Nacken, während die große, reichgestickte Schürze und ein an silberner Kette in der Taille befestigtes Bund Schlüssel ihre Würde als sorgsame Hausfrau kund that. Sich hinter den regungslosen Alten schleichend, schlang sie ihre Arme um ihn, zog seinen Kopf zurück und gab ihm einen herzhaften Kuß.

„Ha, ha, Väterchen, habe ich Dich im Schlummer überrascht!“ rief sie mit munterem Lachen, und zur Strafe dafür mußt Du meinen Herzenswunsch erfüllen. Du hast, wie es scheint, das würdige Alter Deiner kleinen Haushälterin vergessen — ich bin heute siebzehn Jahre alt geworden!“

Sie zärtlich an sich ziehend, erwiderte Mynheer Burgher: „Nun, Kleine, nenn' Deinen Wunsch — er sei Dir gewährt — und wenn es gälte, mich von meinem seltensten Porzellanschatz zu trennen!“



Blütezeit. Von Eduard Niczky. (Mit Gedicht.)

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

„Und gerade das, mein Vater, was mich wirklich glücklich machen würde, kannst Du mir nicht geben. Ich weiß, Du magst nichts von meiner Liebe zu Niklas Hoven hören, aber nie werde ich einen anderen lieben, darum, Vater, bitte ich Dich, gieb mir heute, an meinem Geburtstag, Deine Einwilligung zu unserer Verlobung."

Des alten Mynheer Stirn zog sich in finstere Falten, und sein Töchterchen fast unsanft von sich stoßend, rief er: „Wie! kommst Du mir schon wieder mit diesem Unsinn?! — Ich, Mynheer Van Koppel, Burgermeister und reichster Fayencefabrikant von Stadt Delft, soll meine Tochter einem armen Schlucker, wie dieser Niklas Hoven, zum Ehgemahl geben? — Weißt Du denn, daß er von Geburt nur ein halber Holländer ist? — Und weißt Du auch, daß er im Begriff steht, sein Vaterland, seine ehrliche Arbeit zu verlassen, um in der neuen Welt, jenseits des Ozeans, sein Glück zu suchen? — Und Du meinst, ich solle meine Einwilligung dazu geben, solle ruhig mit ansehen, daß Du deiner trauten Heimat den Rücken kehrst und Dich aus freiem Willen ins Unglück stürzest? Thörichtes Kind! Du kennst Dich selber nicht! Weißt nicht, welch trauriges Schicksal Dich in jenem fernen, öden Land erwartet!"

Und sich erhebend, um das Zimmer zu verlassen, wandte er sich noch einmal der Tochter zu und ihr zärtlich über das gesenkte Köpfchen streichend, meinte er: „Sei vernünftig, Kind! Wenn in ein, zwei Jahren ein hübscher, munterer, vornehmer, junger Kavalier, der meiner Tochter würdig ist, sich um Dich bewirbt, wirst Du froh sein, daß Dein alter Vater sich einst so hartherzig zeigte."

Allein gelassen, sank die junge Maid halb verzweifelt in den leeren Stuhl und brach in heftiges Schluchzen aus.

Plötzlich schreckte leises Klopfen sie auf — sie hob den Kopf — ein junger Mann drückte sein Gesicht gegen die Fensterscheibe.

„Du bist es! — Komm herein — aber leise — der Vater ist eben erst fortgegangen. Ach, ich bin so traurig; ich habe wieder für Dich gebeten, aber umsonst. Er will mich Dir nicht geben! Ich soll Dich vergessen!"

Der junge Mann zog sie an sich, und ihr fest in die thränennassen Augen blickend, hauchte er mit ernster, eindringlicher Stimme: „Tag und Nacht denke ich an Dich — ich, der arme Künstler, an Dich, des reichen Mynheer Tochter! Wie darf ich wagen, von Dir zu träumen! — Bald muß ich Dich verlassen! Dein Vater hat meine letzten Vorwürfe zurückgewiesen und mir erklärt, er bedürfe meiner Dienste nicht mehr. Was bleibt mir anderes übrig, als über den Ozean in die neue Welt zu gehen? Sieh, ich habe heute den ganzen Tag immer nur Dein liebes Gesicht gezeichnet, um auf meiner langen Reise wenigstens etwas Liebes, Schönes zum Trost zu haben! — Vielleicht ist mir das Glück günstig — dann komme ich wieder und werbe um Dich."

Er zog eine kleine, in zarten Farben entworfene Skizze der Geliebten hervor, die in der einen Ecke ihren Namen „Gretel" trug.

Mit einem lauten Ausruf der Freude griff sie darnach. „Bin ich wirklich so schön?" rief sie, während ihr Geliebter, auf die hohe Stuhllehne gestützt, sie leuchtenden Auges betrachtete, wie sie da im Fenster stand, von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtet.

Plötzlich näherten sich schwere Schritte.

Hastig die kleine Skizze unter das hohe Stuhlpolster verbergend, schob Gretel den jungen Mann schnell durch die andere Thüre. „Geh, geh! Das ist der Vater — er darf Dich hier nicht finden."

Leise schloß sich die Thüre. Nachdem sie noch einen besorgten Blick nach der versteckten Skizze geworfen, verschwand auch Gretel durch eine Thüre, die nach einem inneren Zimmer führte.

Aber nicht Mynheer, nur ein Diener trat ein, schürte das erlöschende Feuer, ließ die Rouleaux herab und entfernte sich wieder, das Zimmer in völliger Dunkelheit lassend.

Nach wenigen Minuten fiel ein leichter Lichtstrahl in dasselbe; Gretel kam vorsichtig auf den Zehen wieder hereingeschlichen, mit einem Licht in der Hand, das, von ihrer Rechten beschattet, gar seltsame Streiflichter auf ihre schönen Züge warf. Leise näherte sie sich dem Stuhle, glitt mit der Hand behutsam unter das Polster, zog sie aber wieder leer hervor. Sie setzte das Licht auf die Diele, hob erregt das Kissen — nichts zu finden! Sie durchsuchte das ganze Zimmer, aber die reizende Skizze war und blieb verschwunden! Ganz außer sich hierüber, sank die arme kleine Maid neben dem Stuhl auf die Diele und ihr hübsches Gesicht in den dicken Polstern vergrabend, brach sie in bittere Thränen aus.

* * *

Ein eisiger Luftzug durchwehte das Zimmer — durchschauernd öffnete ich die Augen, um die ersten Stralen einer kalten Wintersonne durch mein Fenster blicken zu sehen, während ich im bequemen Stuhl vor einem kalten, dunklen Ofen sitze.

Halb erstarrt und kaum wissend, ob ich noch träume oder wach bin, sehe ich wenigstens meinen geliebten Stuhl noch an seinem alten Platze — aber noch wähne ich Gretels schlanke, zierliche Gestalt davor knieen zu sehen.

Mich gewaltsam aufraffend, drücke ich auf die Klingel und lasse das Feuer schüren. Bald lodert im Ofen wieder helle Glut. Doch trotz einer kalten Douche, trotz eines guten Frühstücks vermag ich den Zauber meines Traumes so schnell nicht von mir abzuschütteln. — Ich ziehe meinen alten Freund etwas mehr ins volle Licht und fange an, ihn etwas genauer zu untersuchen. — Gerade da, wo Sitz und Lehne zusammenstoßen, hatte sich, durch das allmählige Eintrocknen des Holzes ein schmaler Spalt gebildet; und lachend rufe ich halblaut:

„Will doch mal sehen, ob der Gretel Bild nicht darin ist!"

Ich tauche meine Hand hinein, — da, ein Krach — der Stuhl geht auseinander — und zu meinem höchsten Erstaunen ziehe ich aus dem halb zerrissenen Polster ein kleines Blatt Papier, zerknittert, vergilbt, bestaubt. Thatsächlich liegt das verlorene Porträt vor mir — beschmutzt, verblichen zwar, doch zart und fein blickt das süße Gesicht mich an mit seinen blauen Augen und dem Hintergrund von Gold und Spitze — und in der einen Ecke ist noch deutlich der Name „Gretel" zu lesen.

Gleich einem Träumenden sitze ich da und starre das Blatt an, bis eine mögliche Lösung des Rätsels in mir auftaucht.

Ich hatte als Knabe bei einer alten Großtante gelebt, die, stolz auf ihre holländische Abstammung, mir an den langen Winterabenden oft von den Erlebnissen, Abenteuern und Traditionen unserer Vorfahren zu erzählen pflegte.

Ihr Lieblingsthema war die romantische Liebesgeschichte einer jungen Holländerin, der Tochter eines reichen Kaufherrn, die gegen den Willen ihres Vaters einen Delfter jungen Künstler heiratete und denselben nach Amerika begleitete, wo dieser, dank seines Talents und eisernen Fleißes sich allmälich Ruhm und Reichtümer erwarb. Es währte lange, bevor der alte Mann seiner Tochter verzieh, schließlich siegte aber doch das zärtliche Vaterherz über den Groll, und er versöhnte sich mit seiner Grete.

Des reichen, väterlichen Erbes aber sollte diese sich dennoch nicht erfreuen; das Schiff, das des Vaters Hinterlassenschaft ihrer neuen Heimat zuführte, verschlug — nichts davon gelangte je in ihre Hände. So mag es gekommen sein, daß der Stuhl, nachdem er viele Jahre hindurch in fremder Leute Hände gewesen, schließlich in meinen Besitz kam und ich auf so wunderbare Weise dasselbe als unser Familienstück erkannte, das ich als solches nun doppelt schätze und liebe.

Obwohl von Alter geschwärzt, verwittert und halb defekt, halte ich den alten Stuhl bis zum heutigen Tag in hohen Ehren, wie auch das darüber angebrachte, verblaßte Porträt meiner kleinen, eigenwilligen aber treuen Urahne, die ich auf so kuriose Weise in ihrem ganzen, mädchenhaften Reiz, inmitten ihres altertümlichen, väterlichen Hauses geschaut hatte.

Neues über die Bergkrankheit.

(Schluß.)

Nach Jourdanet sollte mit zunehmender Höhe nicht nur der Sauerstoffgehalt des menschlichen Blutes abnehmen, sondern damit auch eine gewisse Degeneration der in bedeutenderen Höhen lebenden Menschen verbunden sein. So behauptete er z. B., daß bei den an dem Himalaja und den Andes wohnenden Bevölkerungen sowohl in intellektueller wie auch in physischer Beziehung eine Inferiorität bestehe, die er auf den in jenen hohen Wohnplätzen herrschenden Mangel an Sauerstoff, d. h. also auf eine chronische Anoxyhämie zurückführte.

Der Verkehr zwischen dem atmospärischen Sauerstoff und dem Körper, mit einem Worte die Atmung, wird durch die roten Blutkörperchen, beziehungsweise durch das ihre Farbe bedingende Hämoglobin vermittelt. Dieser Blutfarbstoff ist also, um uns eines bildlichen Ausdrucks zu bedienen, die Brücke, auf welcher der eingeatmete atmosphärische Sauerstoff in das Blut gelangt. Wenn nun aber Menschen und Haustiere, die, wie das in Amerika vorkommt, in einer Höhe leben, wo der von der Tiefe heraufsteigende Tourist bergkrank wird, und sie trotzdem selbst nicht an dieser Krankheit leiden, so müssen sie also trotz der sie umgebenden verdünnten Luft eben doch genügend Sauerstoff einatmen. Vielleicht sind bei ihnen jene Brücken — die roten Blutkörperchen — zahlreicher, auf welchen der Sauerstoff in das Körperinnere gelangt? Von dieser Erwägung ausgehend, ließ sich Paul Bert Haustiere, die in Amerika in einer Höhe von 3700 Meter gelebt hatten, nach Paris kommen und fand in der That, daß deren Blut reicher an roten Körperchen (bezw. an Hämoglobin) und also in höherem Grade fähig war, Sauerstoff zu absorbieren, als das Blut von Tieren, die in dem Niveau des Meeres leben. Dadurch angeregt, stellte Müntz noch genauere Untersuchungen an, indem er Kaninchen aus der Ebene auf den Gipfel des Pic du Midi (2877 Meter) trug und dieselben sich hier vermehren ließ. Nach einigen Jahren untersuchte er in Paris das Blut von den Nachkommen dieser Tiere und verglich die gewonnenen Resultate mit denen, die er an dem Blute von Tieren aus dem Tieflande erhalten hatte. Auch hier ergab sich, daß das Blut der Kaninchen vom Pic du Midi in weit höherem Grade fähig war, Sauerstoff zu absorbieren, als das der Kaninchen des Tieflandes. Als Müntz dann ähnliche Veränderungen an Schäfern beobachtete, die sechs Wochen lang an den Abhängen des Pic du Midi in Höhen zwischen 2300 und 2700 Meter geweidet hatten, schien es ganz außer Zweifel, daß mit zunehmender Höhe eine Vermehrung der roten Blutkörperchen, beziehungsweise

ihres für die Sauerstoffaufnahme entscheidenden Hämoglobingehaltes eintrete. — Um die bei der Untersuchung von Tieren gewonnenen Resultate auch auf ihre Anwendbarkeit bei dem Menschen zu prüfen, hat F. Viault, Professor der Histologie zu Bordeaux, im Jahre 1889 Reisen in Peru und Bolivia gemacht und dabei festgestellt, daß das Blut bei den in der Minenortschaft Morococha in den Anden (4392 Meter) lebenden Menschen (und Tiere) eine ungewöhnlich hohe Zahl von Blutkörperchen aufzuweisen habe. Aber auch bei sich selbst und seinem Begleiter konstatierte Viault eine bedeutende Vermehrung der roten Blutkörperchen, deren Zahl nach etwa dreiwöchigem Aufenthalte in Morococha von fünf Millionen auf den Kubikmillimeter Blut (in Lima) auf $7\frac{1}{2}$ bis 8 Millionen gestiegen war. Damit schien erklärt, wie der bergkrank in solchen Höhen Ankommende durch die sofort eintretende Neubildung roter Blutkörperchen kuriert wurde, indem dann auch in der dünneren Luft dem Blute eine genügende Menge Sauerstoff zugeführt werden kann. Durch Versuche schweizerischer Forscher wurde diese Theorie sogar so weit entwickelt, daß man behauptete, es würde die Zusammensetzung des Blutes schon durch geringgradige Luftverdünnung verändert, so daß man schließlich den Satz aufstellte, daß ganz allgemein mit der zunehmenden Meereshöhe eine Vermehrung der roten Blutkörperchen Hand in Hand gehe und daß diese Vermehrung mit auffallender Raschheit als eine unmittelbare Folge der verminderten atmosphärischen Sauerstoffspannung eintrete — bei der Rückkehr in das Tiefland schlage dann jene Vermehrung in das Gegenteil um, d. h. die Zahl der Blutkörperchen vermindern sich wieder. Die Einfachheit dieser Lehre brachte es mit sich, daß sie leicht acceptiert wurde und bis in die neueste Zeit herrschend blieb.

Es waren die beiden Berliner Gelehrten Fränkel und Geppert, welche dann mit der Kritik der Bert'schen Theorie begannen. Sie wiesen nach, daß die von dem französischen Physiologen angewandte Methode nicht exakt genug war und daß das Blut bis zu einem Barometerdruck von 41 Centimeter, d. h. bis zu einer den Montblanc noch übertreffenden Höhe, noch einen ebenso großen Gehalt an Sauerstoff aufweise, wie in Meeresspiegelhöhe. Da nun aber schon in Höhen von 3300 Meter, wo das Barometer noch einen Druck von 50 Centimeter anzeigt, die Bergkrankheit in sehr starkem Grade auftreten kann, ist dieselbe unmöglich auf einen Sauerstoffmangel des Blutes zurückzuführen, der ja selbst auf den höchsten Gipfeln Europas für unser Blut nicht existiert. Die bisher allgemein acceptierte Bert'sche Erklärung der Bergkrankheit erhielt vollends den Todesstoß, als Hüfner, der auf dem Gebiete der Physiologie des Blutes eine der größten Autoritäten ist, den Nachweis erbrachte, daß das Blut sich erst bei einem Barometerdruck von 238 Millimeter zu verändern beginnt, daß mit anderen Worten gesagt das Hämoglobin auch auf den höchsten Spitzen des Himalaja nicht die Fähigkeit verliert, das normale Quantum von Sauerstoff zu absorbieren. Es muß also die Ursache der Bergkrankheit in etwas anderem zu suchen sein, als in der mit der Höhe zunehmenden Verminderung des Sauerstoffgehaltes der Atmosphäre.

Auf der Suche nach einer anderen Erklärung dieses Leidens verdient die im Blute enthaltene und durch den Atemprozeß zur teilweisen Ausscheidung gelangende Kohlensäure unsere besondere Aufmerksamkeit — sie ist ebensowohl wie der Sauerstoff ein Blutgas von physiologisch größter Wichtigkeit. Erzeugt wird die Kohlensäure in unserem Körper durch Muskelerregung und Muskelarbeit. Nun weiß man aber längst, daß die Thätigkeit des Athmungsapparates um so lebhafter wird, je venöser das Blut ist, d. h. je reicher es ist an Kohlensäure. Die durch Muskelarbeit vermehrte Venosität des Blutes beseitigt sich auf diese Weise von selbst, indem durch das lebhaftere Atmen mehr Sauerstoff ins Blut und mehr Kohlensäure aus dem Blute geschafft wird. Umgekehrt wird aber eine verminderte Venosität des Blutes, d. h. ein geringerer Gehalt desselben an Kohlensäure die Atmung herabsetzen, sie weniger ausgiebig und allmählich schwierig machen, weil eben der von der Kohlensäure ausgeübte Atemreiz ein geringerer geworden ist. Durch das ganze Leben hindurch hat sich unser Nervensystem diesem sehr aktiven Blutgase derart angepaßt und wir sind gegen eine Verminderung der im Blute enthaltenen Kohlensäure viel empfindlicher als gegen eine diesem Verluste entsprechende Zunahme. — Diese Thatsache ist für die neue Erklärung der Bergkrankheit von größter Wichtigkeit, indem die Ursache dieses Leidens zweifellos in der Herabsetzung des Kohlensäuregehaltes im Blute zu suchen ist.

Die Beweise hiefür sind sehr augenfällig. Jeder Alpinist weiß, daß die Bergkrankheit vielfach auch während der Nacht, und zwar in verstärktem Grade auftritt, also im Zustand der Ruhe. Das ist insofern auffallend, weil dann doch zweifellos der Sauerstoffverbrauch verringert ist und ein verstärktes Auftreten dieses Leidens sich also nach der früher geltenden Theorie gar nicht erklären ließ. Aber während der nächtlichen Ruhe ist auch die Kohlensäureproduktion eine verminderte und darauf ist das verstärkte Auftreten der Bergkrankheit zurückzuführen. Erhebt man sich bei einem derartigen nächtlichen Anfall von Atemnot, Brustdruck und Herzklopfen nur einfach aus dem Bette, so läßt sich sofort eine wohlthuende Wirkung verspüren, die noch verstärkt wird, wenn man sich bewegt und einige Schritte macht — eine Einatmung der reinen und kalten Außenluft ist durchaus unnötig. Die Erklärung ist einfach: wie das nächtliche verstärkte Auftreten der Bergkrankheit eine Folge der verminderten Kohlensäureproduktion war, so trat Besserung des Zustandes ein, sobald durch die mit der Bewegung verbundene Muskelkontraktion wieder mehr Kohlensäure erzeugt wurde, die dann im Blute das Gleichgewicht teilweise wieder herstellte.

Auch hier hat man zur experimentellen Bestätigung der neuen Theorie die pneumatische Kammer herangezogen. Eine gegen Luftverdünnung sehr empfindliche Versuchsperson wurde schon von Ohnmachtsanfällen bedroht, als der verminderte Luftdruck in der Kammer noch nicht einmal einer Höhe von 4500 Meter entsprach, und sie konnte sich vor diesen Anfällen nur durch Drehen an dem Ergostaten, also durch Muskelkontraktionen, schützen. Die hierbei erzeugte Kohlensäure hatte die sofortige Besserung des Befindens im Gefolge. Wie auf hohen Bergen, so tritt auch bei entsprechender Luftverdünnung in der pneumatischen Kammer ein Mangel an Kohlensäure im Blute (nicht aber an Sauerstoff) auf und darin liegt die Ursache der Bergkrankheit. Durch hier nicht näher zu beschreibende Versuche wurde ganz allgemein festgestellt, daß man der verdünnten Luft, wie sie auf den höchsten Gipfeln der Erde (oder in der pneumatischen Kammer) herrscht, bei Zusatz von Kohlensäure besser widerstehen kann, als einer weniger verdünnten Luft ohne Kohlensäurezusatz. — Hieraus ergiebt sich sofort auch, daß Ballonfahrer, die zu den höchsten Regionen der Atmosphäre sich erheben wollen, neben großen Vorräten von komprimiertem Sauerstoffe auch genügende Vorräte komprimierter Kohlensäure mit sich nehmen müssen, da sie nur durch das Einatmen beider das in jenen Höhen gestörte Gleichgewicht der Gase im Blute wieder herstellen können.

Woher es aber kommt, daß die für die Erzeugung der Atembewegung, wie überhaupt für die Herzthätigkeit so wichtige Kohlensäure bei vermindertem Luftdruck reichlicher wie gewöhnlich aus dem Blute ausgeschieden wird, ist noch nicht in genügendem Grade aufgehellt. Möglich, daß einige im Blute befindliche Bikarbonate (doppeltkohlensaure Salze) mit der Abnahme des Luftdrucks die Hälfte ihrer Kohlensäure freilassen, d. h. sich zu Karbonaten reduzieren. Ein solcher Bikarbonat ist z. B. das allen Lesern als Mittel gegen Magensäure und Sodbrennen bekannte doppeltkohlensaure Natron. Legt man nun in eine konzentrierte Lösung dieses Salzes einige Krystalle derselben und bringt das Ganze unter eine pneumatische Glocke oder den Rezipienten der Luftpumpe, so entwickelt sich in Bläschen entweichende Kohlensäure, sobald durch Auspumpen der Luft ein der Höhe des Monte Rosa oder des Montblanc entsprechender Druck erreicht ist. Kehrt der herabgesetzte Barometerdruck wieder zu dem normalen Stande zurück, so hört die Gasentwickelung auf. Wahrscheinlich ist die in der dünneren Höhenluft erfolgende Ausscheidung der Kohlensäure aus dem Blute eine analoge Erscheinung. Werden ja doch auch andere Substanzen, die sich in gasförmigem Zustande im Blute finden oder lose mit den Blutkörperchen verbunden und im Serum gelöst sind, mittels des verminderten Luftdrucks aus der Blutflüssigkeit eliminiert. Bringt man z. B. chloroformierte Tiere in die pneumatische Kammer, so verliert das Chloroform an Wirkung, indem die Menge des ausgeatmeten Chloroforms sich bei vermindertem Luftdruck vergrößert. Auf ähnliche Weise erklärt sich die seit längerer Zeit bekannte, aber bis jetzt wissenschaftlich noch kaum erörterte Thatsache, daß der auf den Alpen genossene Wein eine geringere Berauschungskraft hat: der in das Blut getretene Alkohol wird in verdünnter Luft durch die Lungen leichter ausgeschieden. Deshalb tritt beim Genuß des gleichen Quantums Alkohol der Rausch in der dünneren Höhenluft mit geringerer Intensität auf und dauert auch weniger lang an, als im Tieflande. Wie Chloroform und Alkohol, so ist wahrscheinlich auch die Kohlensäure nur lose mit dem Blute verbunden, so daß eine entsprechende Herabsetzung des Luftdrucks genügt, um sie aus dem Blute zu entfernen und damit wie schon gesagt, die Bergkrankheit zum Ausbruch zu bringen. Doch können wir über den eigentlichen Sitz derselben heute noch ebensowenig etwas mit Bestimmtheit aussagen, als wir imstande wären, eine vollständige Beschreibung der einzelnen Entwickelungsstadien dieser Krankheit zu geben. Erst nach Eröffnung der Jungfraubahn, die täglich Hunderte von Personen in eine Höhe von 4166 Meter befördern wird, kann eine abschließende Untersuchung über die Bergkrankheit erwartet werden.



Ansicht von Caracas, der Hauptstadt von Venezuela. Die im Norden Südamerikas gelegene Republik Venezuela war in letzter Zeit durch den Ausbruch der Revolution und der Kriegswirren wieder einmal in den Vordergrund der Tagesinteressen gerückt. Vorstehend bringen wir zwei Ansichten aus der Hauptstadt des historisch und kulturell so viel genannten Landes. Caracas liegt in einem schönen Thal am Rio Guaira und am Fuß des Monte Avila. Die Stadt wurde 1657 gegründet und ist nach der Zerstörung durch ein heftiges Erdbeben im März 1812 regelmäßig wieder aufgebaut. Sie hat breite, rechtwinkelig sich schneidende Straßen und Plätze, teilweise hübsch bepflanzt und mit Denkmälern berühmter Amerikaner wie Bolivar, Washington, Guzman Blanco u. a. geschmückt. Eine Wasserleitung von 45 Kilometer Länge versorgt die Stadt mit Wasser und eine 38 Kilometer lange Eisenbahn verbindet Caracas mit seinem Hafen La Guaira. An schönen Bauten sind bemerkenswert das Capitolin, die Universität und der 1883 erbaute Ausstellungspalast, sowie das gelbe Haus, die Wohnung des Präsidenten.

Cecil Rhodes. Cecil Rhodes, geb. 1853 zu Bishop Stortford (Herfordshire) als Sohn eines Geistlichen, kam in früher Jugend nach der Kapkolonie. Er führte ein ziemlich abenteuerliches Leben und machte schon 1870 seinen ersten Zug nach Griqualand als Diamantensucher mit. Der gewandte, unterrichtete Mann schwang sich bald zu einer führenden Stellung auf, wurde zum Direktor mehrerer Diamantenminen gewählt und legte in dieser Stellung den Grund zu seinem späteren ungeheuren Reichtum. Anfang der 70er Jahre ging Rhodes nach England, um seine unterbrochenen Studien auf der Universität Oxford fortzusetzen. Nach Afrika zurückgekehrt, bewirkte er die Vereinigung der bedeutendsten Diamanten-Minen von Kimberley unter dem Namen „De Beers Consolidated Mines Ltd." und beherrschte als Leiter der Gesellschaft den Diamantenhandel in Südafrika; aber die geschäftlichen Unternehmungen konnten das Leben des rastlosen Mannes nicht ausfüllen, er ließ sich ins Parlament wählen und trat damit ins politische Leben ein. Zunächst schickte ihn der neugebildete Wahlbezirk Barkly West in das Parlament der Kapkolonie. Im Jahre 1884 wurde der kaum Einunddreißigjährige Finanzminister im Kabinett Sir T. Scanlins, und nach dem Rücktritt Spriggs übernahm Rhodes am 17. Juli 1890 das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten und das Präsidium im Kabinett. — Der kläglich gescheiterte Ritt Dr. Jamesons, der mit der Kapitulation zu Krügersdorp sein Ende fand, und die Enthüllungen der Regierung zu Pretoria über die Beziehungen Jamesons zu Cecil Rhodes führten noch im Januar 1896 zum Rücktritt des letzteren als Premierminister der Kapkolonie und später auch als Direktor der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft. Im Sommer 1896 warf er den Aufstand des Matabelelandes nieder, das nun Rhodesia heißt. — Als Cecil Rhodes, seit Anfang 1895 auch Mitglied des Privy Council des Vereinigten Königreichs,



Treu nach dem Leben.

Schlächtermeister (zum Maler): „Das Porträt ist mir soweit ganz ähnlich, nur sollten Sie die linke Brusttasche noch aufbauschen. Da trage ich nämlich meine Banknoten."

sich zur Verantwortung nach London begab, glich seine Reise von Bulawayo nach Kapstadt einem Triumphzug, und als am 29. Januar 1897 Chamberlain im Hause der Gemeinen seinen Antrag auf Einsetzung eines Ausschusses zur Untersuchung des Ursprungs und aller Nebenumstände des Einfalls Jamesons in Transvaal durchsetzte, da galt dieser Antrag nicht den Leuten um Cecil Rhodes, sondern der Regierung der Südafrikanischen Republik. Cecil Rhodes trat fortan mehr in den Hintergrund, nicht aber seine Politik, denn diese wurde von dem Kabinett Salisbury und dem englischen Volke nicht nur gebilligt, sondern energisch fortgeführt bis zum endgültigen Bruch mit den Burenfreistaaten.

Blütezeit.

Auf Wegen geschmeidiger Frühlingsstaub,
Am Raine lindes Gras und Laub;
Die Knospen trieben und schwollen,
Bis daß, du mächtige Frühlingszeit,
Von deinem Glanze weit und breit
Die Welt ist überquollen.

Wie tönet so junger Ruf und Klang!
Lustwallende Mädchen mit Gesang,
Die stille daheim gediehen,
Mit flutendem Haar im Frühlingswehn
Ueber die Heide gleich den Reh'n
In hellem Gewande ziehen.

Und Eine vor allen blühet doch
Weit über die Jahre schlank und hoch,
Die Krone im duftigen Reigen;
Ist Jungfrau geworden, und ahnt es nicht! —
Verschone dies Träumen, mein selig Gedicht,
Laß schweigen dein Lob, laß schweigen!

J. G. Fischer.

Allerlei.

Das ausgehende Licht. Cousin Bertie: „Du sagtest doch immer, Dein Gatte sei das Licht Deines Lebens?" — Zoë: „Allerdings. Aber nur bis dieses Licht anfing, regelmäßig Abend für Abend auszugehen."

Schlagfertig. Frau (zum Dienstmädchen): „Ich soll Dir wohl gar noch dankbar sein, wenn Du mir durch das Zerschlagen meines Geschirres so viel Schaden bereitest?" — „Gewiß, gnädige Frau, es heißt ja: ‚Durch Schaden wird man klug.'"

Zurückgegeben. Kurzsichtiger Herr (im Zoologischen Garten): „Entschuldigen Sie, können Sie mir nicht sagen, wo das Rhinoceros ist?" — Aufseher (grob): „Sie stehen ja beinahe mit der Nase davor!" — Herr: „Nein, ich meine das wirkliche Rhinoceros!"

Napoleon und Haydn. Als Napoleon an der Spitze seines Heeres seinen Einzug in Wien hielt, stand Haydn, der seinen Landesherrn aufs Höchste liebte, tief betrübt am Fenster. Nach einiger Zeit wurde an seiner Thür geklopft, und als er öffnete, sah er einen französischen Offizier vor sich, der ihn höflich fragte, ob er Joseph Haydn sei. — "Der bin ich," entgegnete der Meister, "aber was bedeutet dieser so beunruhigende Besuch? Womit soll ich Ihren Kaiser beleidigt haben?" — „Fürchten Sie nichts," antwortete der Offizier, „der Kaiser ist weit davon entfernt, sich über Sie zu beklagen. Im Gegenteil habe ich Befehl erhalten, eine Wache vor die Thüre eines Künstlers zu stellen, dessen Genie er bewundert, und speziell dafür zu sorgen, daß Ihre Person und Ihre Wohnung in jeder Hinsicht geachtet werde." Wirklich blieb die Schildwache so lange vor Haydns Thür, wie die Franzosen in Wien blieben. W.

Ein Schafhirte aus dem Tierreich. Der Yak-amik, eine gewisse tropische Kranichspezies, findet in Venezuela Verwendung als Haustier, dank seiner Gelehrigkeit und der Leichtigkeit, mit welcher das Tier zu zähmen ist. Seine Tauglichkeit als Hüter und Polizist im Hühnerhof ist dort ebenso bekannt wie in Europa, wo ja Kraniche an verschiedenen Stellen als „Hühneraufseher" zu finden sind. In Venezuela nun hat es der Kranich bis zum Schafhirten gebracht. Eine seiner Obhut anvertraute Schafherde wird regelmäßig und gewissenhaft des Morgens zum Weideplatz geführt und ebenso prompt des Abends heimgetrieben, Nachzügler aber werden mit scharfen Schnabelhieben zur Ordnung gebracht und zur Herde gejagt. Der brave Yak-amik entfaltet überhaupt alle guten und schätzbaren Eigenschaften eines treuen Schäferhundes; auch ist er voll humoristischer Einfälle, und, wenn guter Dinge, ein hoch amüsanter Bursche. Während nämlich sein Gang sonst langsam, würdevoll und gemessen ist, kann er sich doch zu den größten Ausgelassenheiten hinreißen lassen. N.



Mitesser und Hautfinnen beseitigt man durch eine vernünftige Hautpflege, indem man dem Waschwasser etwas Borax zusetzt, ab und zu die Haut mit etwas Kaliseife oder verdünntem Seifenspiritus wäscht oder auch einen guten Toiletteessig benutzt. Auch kann man Glycerin-, Sand- oder Theerschwefelseife gebrauchen und die Mitesser beim Waschen kräftig wegreiben oder nachträglich vorsichtig ausdrücken.

Pastetchen von kaltem Hasenbraten. Uebriggebliebener Hasenbraten wird ganz fein gehackt. In etwas Butter dämpft man eine kleine, feingeschnittene Zwiebel, giebt dann das Fleisch, ein eingeweichtes und wieder ausgedrücktes Brötchen, etwas feingehackten Schinken, Salz, Muskatblüte dazu und läßt dieses mit etwas Sahne (Rahm) und etwas Bratensauce kochen. Die Farce wird, bevor sie in die vorher gebackenen Pastetchen gefüllt wird, mit 1 Theelöffel Maggi-Würze im Geschmack gekräftigt und sehr verfeinert.

Mittel zur Erkennung von verdorbenem Fleisch. In verschiedenen Städten benützt man bei der Fleischbeschau zur sog. Fäulnisprobe das Ebersche Reagens, welches aus einer Mischung von einem Teil Salzsäure, drei Teilen Alkohol und einem Teil Aether besteht. Nähert man einen mit diesem Reagens befeuchteten Glasstab dem verdächtigen Fleische und es bilden sich Nebel, herrührend von der Bildung von Salmiak, so ist das Fleisch verdorben und unter keinen Umständen mehr zu verwenden.

— Der überall wildwachsende **Löwenzahn** ist noch viel zu wenig geschätzt. Seine zarten Blätter geben einen ausgezeichneten Salat, der in Frankreich außerordentlich beliebt ist und werden z. B. massenhaft nach Paris die Blätter versandt zum Gebrauch von sog. Frühlingskuren. Auf die Milchsekretion der Kühe wirkt das Kraut ebenfalls sehr, auch besuchen Bienen mit Vorliebe die sich früh öffnenden und bereits vormittags wieder schließenden gelben Blüten.

Füllrätsel.

	S	B	S	
T				E
P				S
O				R
	E	T	R	

In die leeren Felder ist je ein Buchstabe zu setzen, so daß die wagerechten und senkrechten Reihen Wörter von je 5 Buchstaben ergeben. Diese Wörter bezeichnen: 1) Ein Gebäck. 2) Eine Belohnung. 3) Ein Säugetier. 4) Einen andern Ausdruck für Art. 5) Eine Holzplatte. 6) Ein Säugetier.

Buchstabenrätsel.

Mit **K** wird's mächtig hin zum Lichte dringen,
Mit **R** melodisch wie Musik erklingen,
Mit **L** kann es Getrenntes fest vereinen,
Mit **H** wird es dir traut und lieb erscheinen.

Logogriph.

Mit **G** birgt's oft des Ofens Bauch,
Die liebe Sonne giebt es auch.
Es ist, wird es mit **B** genannt,
Als edle Flüssigkeit bekannt.
Und setzest du ein **F** voran,
Richtet's oft großen Schaden an.

Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

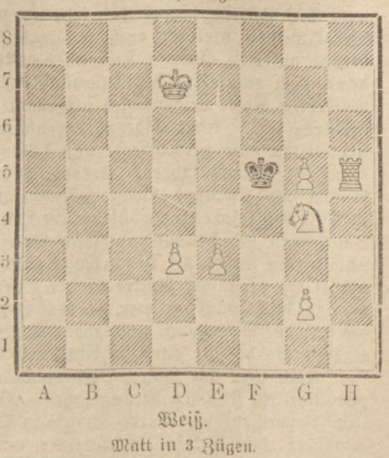
I
Enz
Linde
Ilmenau
Leporello
Dornröschen
Saskatschewan
Charlottenbrunn
Paolo Veronese
Kaiserstuhl
Alterthum
Zedekia
Akiba
Ica
h

Inneröſterreich.

Problem Nr. 32.

Von Karl Kaiser, Stuttgart.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: „Erinnerung." (Die Anfangsbuchstaben des Gedichtes.)
Der Charade: Tafel, Berg, Tafelberg. — Des Anagramms: Wiese, Wiesel.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.